

Interview mit Tulga Beyerle, Direktorin des Museums für Kunst und Gewerbe Hamburg und Initiatorin des „Freiraums“

Biographie Tulga Beyerle

Prof. Tulga Beyerle ist seit Dezember 2018 Direktorin des Museums für Kunst und Gewerbe Hamburg und wurde im April um weitere fünf Jahre bis 2028 bestätigt. Unter der Leitung der studierten Industriedesignerin, die die Vienna Design Week mitinitiierte, positionierte sich das MK&G als eines der wichtigsten Gestaltungsmuseen im deutschsprachigen Raum. a*k durfte die Österreicherin in Hamburg interviewen.

a*k: Tulga, können Sie uns kurz Ihren Werdegang zusammenfassen? Und uns erzählen, wie und warum Sie Museumsdirektorin geworden sind?

TB: Ich komme aus Wien und habe Industriedesign studiert; unmittelbar nach dem Studium bin ich in die Theorie gegangen, und habe viele Jahre an der Universität gearbeitet. 2001 machte ich mich selbständig und arbeitete 13 Jahre lang als selbstständige Kuratorin und Kulturmanagerin. 2007 gründete ich mit zwei Freunden, Lilli Hollein und Thomas Geisler ein Festival in Wien: die Vienna Design Week; am Anfang war sie ganz klein und wurde dann immer größer. Und es gibt sie heute immer noch. Zuerst verließ Thomas Geisler das Team, Ende 2013 ich, und Lilli Hollein – jetzt Direktorin des MAK – vor Kurzem. Wir wurden alle drei Museumsdirektor:innen: Ich ging damals nach Dresden und trat meinen ersten Museumsjob an. Ich wollte immer Museumsdirektorin werden, es war ein alter Traum von mir. 2018 zog ich dann von Dresden nach Hamburg bin nun seit Dezember 2018 Direktorin des Museums für Kunst und Gewerbe in Hamburg.

a*k: Warum haben sie nicht weiterhin Festivals organisiert, sondern wollten Museumsdirektorin werden?

TB: Das hat zwei Gründe. Der eine ist, dass ich Sammlungen auch sehr, sehr spannend finde. Aber der Hauptgrund war eigentlich, dass ich nach sieben Jahren Festival unbedingt etwas an einem Ort machen wollte an einem Ort, der Bestand hat. Festivals haben den Nachteil, dass immer wieder Neues aufgebaut werden muss und dies eine enorme Anstrengung bedeutet. Du baust etwas auf und sammelst Erfahrung; aber nach dem Festival muss das Team aus Kostengründen reduziert werden; dann beginnt der Prozess wieder von vorne und Du startest ein neues Festival. Das widerspricht der Nachhaltigkeit. Nur auf einer anderen Ebene hingegen, ist Nachhaltigkeit möglich: Festivals erlauben es, ganze Kultur zu drehen und das Designverständnis zu verstärken. Nichtsdestotrotz: Vieles kann nicht nachhaltig gemacht werden; das ist bei einem Haus, das beständig da ist, anders und interessanter, denn es erlaubt Dir, in die Gesellschaft hineinzuwirken.

a*k: Sie arbeiten seit langer Zeit im Kulturbereich, können Sie uns sagen, wie er sich Ihrer Meinung nach entwickelt? Gibt es bestimmte Tendenzen?

TB: Kultur ist ein weitreichender Begriff und ich überblicke sie nicht im Ganzen. Aber ich kann beobachten, dass zum Beispiel die Theater unter dramatischen schweren Einbrüchen der Besucherzahlen leiden. Ganz offensichtlich hat sich das Verhalten der Menschen verändert, was die Entscheidung betrifft: Gehe ich in ein Theaterstück oder nicht? Schließe ich ein Abonnement ab oder nicht? Ich vermute, dass die Leute neue Routinen entwickelt haben, und dass – ohne Studien dazu gelesen zu haben – Überforderung und Überangebot schon länger ein Problem sind. Mit und nach Corona hat man ein wunderbares Szenario gefunden hat, um nicht mehr überall dabei sein zu müssen.

Eine meiner junge Kuratori:innen sprach kürzlich von „FOMO, fear of missing out“ – der Angst, etwas zu versäumen. Und jetzt, glaube ich, gibt es diese Angst nicht mehr so sehr und man traut sich zu sagen: ich nehme am Theater oder am Konzert nicht teil, an dem aber schon.

Beim Museum ist das anders. Nichtsdestotrotz, ich denke, dass die Überforderung, das Überangebot reflektiert wurden und man sich jetzt neue Routinen gesucht hat: diese Veränderung ist ein Ergebnis von Corona.

Ich hatte aber nie Angst, dass das Analoge an Attraktivität verlieren wird – auch wenn die digitale Welt so stark geworden ist. Das Überangebot führt meiner Meinung dazu, dass wir nach einer anderen Art von Erlebnis suchen: Wir streben nicht mehr danach, möglichst viel zu sehen und möglichst viele Events zu akkumulieren, sondern bevorzugen eher Erlebnisse, die länger anhaltend und tiefergehend sind. Außerdem suchen wir neue Bindungen, weshalb auch das Vertrauen ein relativ wichtiger Aspekt ist. Aber wie gesagt, innerhalb der Kultur gibt es viele Subkulturen, die wiederum sehr unterschiedlich sind.

Entstehung des Freiraums – Vorbilder

α*k: Nun zu einem konkreten „Kultur-Raum“: der kosten- und konsumfreie Freiraum, den Sie 2020 im Herzen Ihres Hauses etabliert haben, sozusagen als Ort des Austausches mit der Stadtgesellschaft in der Museumslandschaft beispielhaft vorangeht.

Wie haben Sie ihn in Ihr Museum integriert? Wie ist er zustande gekommen?

TB: Schon seit Langem fasziniert mich, was in Bibliotheken, meist in städtischen, passiert; Amerika ist Vorreiter, oder auch die skandinavischen Länder; in Berlin, denke ich, ist das Angebot ebenfalls gut. Was hat sich verändert? Hamburg ist ein sehr gutes Beispiel dafür, wie sich städtische Bibliotheken gewandelt haben, zu Orten, in denen etwas passiert, und das bereits seit Langem.

Die städtischen Hauptbibliothek in Hamburg, an der ich manchmal bin und sie deshalb gut kenne, zeigt vielleicht mal eine Ausstellung; zugleich werden dieselben Räume – das Kaffeehaus – aber auch von Wohnungslosen genutzt. Es werden dort Deutschkurse angeboten, Menschen treffen sich, man kann sich einmieten und Klavier üben; es ist also vieles möglich.

Ich würde auch gerne Aarhus einmal besuchen; es fasziniert und begeistert mich schon lange, was dort auf die Beine gestellt wird.

Oder schauen wir nach England: Grundsätzlich gibt es kaum konsumfreie Orte in einer Metropole wie London. Das Tolle in England aber ist, dass Sammlungen wie zum Beispiel die des Victoria & Albert Museums gratis sind; und das verändert etwas.

Es ist ungefähr zehn Jahre her, dass dort zwei ungefähr 15, 16 Jahre alte Mädchen neben mir standen; die eine sagte: "Let's go to the shoe exhibition" und die andere: "No, let's go to the furniture first". Ihre Leidenschaft sind vermutlich eher Schuhe als Möbel, dennoch gehen sie erst zu den Möbeln. Das funktioniert aber nur, weil der Eintritt kostenlos ist. Diese Art des Teilens der Sammlung mit der Öffentlichkeit finde ich absolut großartig; und ich halte das Nicht-Teilen in Deutschland für einen Riesenfehler.

Grundsätzlich gibt es überhaupt kaum Orte, an denen Du Dich aufhalten kannst, wenn du wenig Geld hast – denn Starbucks kostet. Und in Hamburg ist das Wetter oft schlecht, also kannst du auch nicht so oft in den Park gehen ...

Es war mir also ein Anliegen, dass wir einen Ort schaffen, der kostenfrei zur Verfügung steht; ein Ort, an dem du relativ entspannt entscheiden kannst, was du machen willst: arbeiten oder ein Buch lesen, Pause machen, dich mit Freunden treffen; oder eine Runde schlafen. Dies war die Hauptintention. Natürlich wirft das die Frage auf: Was heißt das für ein Haus? Was passiert dadurch mit einem Haus?

Meiner Meinung nach bedarf es eines Gastgebers, einer Gastgeberin; das hatte ich in den Finanzierungsantrag geschrieben, der mir auch gewährt wurde.

Es ist also nicht damit getan, einen Raum zur Verfügung zu stellen, der allen zugänglich ist. Sondern es muss jemand da sein, der diesem Raum sozusagen die Identität, das Willkommensgefühl, die Gesprächsmöglichkeit und vieles Weitere verleiht.

Das heißt, unser Freiraum ist immer von einem Gastgeber, einer Gastgeberin betreut und von einem Kurator:innenpaar, das sich die Stelle teilt.

a*k: Sie sprechen von Kurator:innen: Wenn wir Sie richtig verstehen, handelt es sich beim Freiraum um einen freien, um einen konsumfreien Raum; seine Nutzung ist jedoch noch nicht definiert. Es handelt sich also nicht unbedingt um eine kulturelle Nutzung?

TG: Eine gute Frage. Es bedarf der Kurator:innen, um dem Raum eine Identität zu geben, aber ohne das Publikum von vornherein zu überfordern. Es war mir wichtig, eine Balance hinzubekommen, zwischen dieser Identität und dem „einfach da sein dürfen“, ohne etwas machen oder können zu müssen, ohne Verpflichtung, sich anzumelden oder teilzunehmen. Und es ging mir auch darum: Der Raum hat Leben, wie können wir über ihn die Stadtgesellschaft erreichen?

Einen Raum einzurichten bedeutet nicht automatisch, dass die „Communities“ kommen, die du gerne als Museumsbesucher:innen hättest; sondern tatsächlich kommen sofort die Studierenden: denn sie sind schnell darin, einen solchen Ort zu entdecken, an dem sie nichts bezahlen müssen, sich ihr Brot und ihr Wasser oder ihren Tee selbst mitbringen und den ganzen Tag in Ruhe arbeiten können. Aber es gibt auch andere Menschen, die diesen Raum einfach schätzen. Es handelt sich um keinen Coworking Space, aber du kannst dennoch dort arbeiten.

Die Kurator:innen realisieren unterschiedlichste Projekte, in der Regel mit verschiedensten Partnerinnen in der Stadt; dadurch haben sie sukzessive über die Jahre ein Netzwerk

aufgebaut: sie haben, auch über regelmäßige Veranstaltungen, verschiedenste zarte Fäden in alle möglichen Richtungen, in die Stadt hinein gesponnen.

Wichtig ist das Vertrauen, dass aufgebaut werden muss, denn: ein Verein, der sich um Frauen mit Migrationshintergrund kümmert, zum Beispiel, oder eine Organisation, die queer feministisch oder queer oder feministisch ist, betrachtet ein Museum vielleicht eher als eine elitäre Bildungsinstitution – eine Einstellung, die relativ schnell zum Ausdruck gebracht wird. Es ist also notwendig, sich Vertrauen zu erarbeiten, eine großzügige Geste zu machen; denn es reicht nicht aus, einen freien Raum zur Verfügung zu stellen, um auch etwas unbequemere oder ungewöhnlichere Gruppierungen anzuziehen ...

a*k: Die Kurator:innen bauen also dieses Netzwerk auf und laden ein; entscheiden sie auch, wie der Raum bespielt, was ausgestellt wird? Oder geht es hauptsächlich nur um diese Verbindung?

TB: Es handelt sich um keinen Ausstellungsraum im klassischen Sinne; das kann ich nur immer wiederholen. Der Raum verändert sich ständig.

Wenn zum Beispiel eine junge Lehrbeauftragte von der Hochschule für angewandte Wissenschaften mit ihren Studierenden ein Kurzprojekt macht, kann sie den Raum selbstverständlich dafür nutzen. Und auch andere, zum Beispiel Vereine, die auf die Kurator:innen zukommen, weil sie sich die nächsten Monate einmal pro Woche dort treffen möchten; ein Lese-Club, eine andere Organisation. Verschiedene Gruppen können zeitgleich anwesend sein. Und umgekehrt treten auch die Kurator:innen nach außen und fragen Kooperationen an. Beide Richtungen sind möglich; während am Anfang eher das Rausgehen, das Netzwerk-Knüpfen die Regel war, werden langsam immer mehr Anfragen von außen an uns getragen.

a*k: Seit wann existiert der Freiraum und wie viele Besucher:innen hat er im Durchschnitt?

TB: Der Freiraum wurde im September 2020 eröffnet. Die genaue Anzahl der Besucher:innen kennen die Kurator:innen sicher besser, denn sie nehmen Zählungen vor. Sie führen eine Art „Beobachtungsbuch“, in dem auch zwischen Stammgästen und anderen Gästen unterschieden wird – eine vertiefende Beobachtung also. Eines kann ich aber auf jeden Fall sagen: Während der Woche ist der Freiraum sehr gut besucht.

a*k: Besteht bei den Besucher:innen eine Verbindung zum Museum, das heißt gehen sie auch in eine Ausstellung – oder bleiben sie ausschließlich an diesem „Sonderort“?

TB: Eine gute Frage, aber eher nein; oder zumindest ist es nur ein sehr geringer Prozentsatz an museumsfernen Personen, die zuerst den Freiraum und dann auch das Museum entdecken. Der reguläre Eintritt kostet 14 € Euro: Dies ist für viele, die den Freiraum nutzen, sicherlich eine Hürde.

Ein Beispiel: Eine Studierende, ein Studierender kann ein ermäßigtes Ticket erhalten; eine erwachsene Person mit Migrationshintergrund, die monatelang einmal pro Woche an einer gemeinsamen Mal- und Bastelaktivität, entwickelt Interesse

daran, auch an anderen Veranstaltungen im Freiraum teilzunehmen und in Folge eventuell auch auf das Museum zu besuchen – hat aber diese Möglichkeit nicht. Diese finanzielle Hürde müsste also abgeschafft werden.

Aber was mir von Anfang an superwichtig war: dass der Freiraum kein Paralleluniversum wird. Die beiden Kurator:innen haben deshalb regelmäßig Einblick in alle Ausstellungsvorhaben und sind auch in andere Themen, die auftauchen, in irgendeiner Weise involviert. Das spiegelt sich manchmal in einer abgewandelten Form der Ausstellung im Freiraum wider: er wird sozusagen zum Resonanzraum. Er ist somit kein Raum, der woanders sein könnte; er ist also spezifisch, nicht willkürlich; es besteht ein Verhältnis zwischen den beiden Aktivitäten.

a*k: Gab es für Sie – abgesehen von England – ein weiteres Vorbild?

TB: Nein, es sind die städtischen Bibliotheken, an denen ich großartig finde, wie sie funktionieren. Wir funktionieren völlig anders, aber wir haben zum Beispiel auch viele Bücher im Raum, aber einfach nur als Angebot für jemanden, der sie schätzt. Mein Vorbild waren ganz klar die städtischen Bibliotheken.

a*k: Kennen Sie den Begriff „dritter Ort“. In Deutschland ist er nicht so verbreitet wie in einigen anderen Länder, Frankreich zum Beispiel. Ein Teil des französischen Kultusministeriums (agence nationale de la cohésion des territoires – ANCT) ist nur auf dritte Orte spezialisiert ist und hat sich zum Ziel gesetzt, 300 bis 350 sogenannte dritten Orte pro Jahr mit einem Label kennzeichnen.

TB: Ich kenne den Begriff; aber es gibt tatsächlich wenig solche Orte. Aber wir sind da; und der Freiraum ist inzwischen innerhalb von Deutschland und bis nach Österreich superbekannt. Deshalb werden unsere beiden Kurator:innen Nina Lucia Gross und Tilmann Walther regelmäßig eingeladen, um Vorträge zu halten und über den Freiraum zu sprechen, weil es sich eben um ein sehr, sehr erfolgreiches Modell handelt und es wenig vergleichbares gibt.

Es gibt aktuell zwar Orte, die frei zugänglich sind, aber sie sind nicht immer mit Leben gefüllt. Sie sind meist recht klein und man kann sich dort nur aufhalten. Den Riesenunterschied macht die Gastgeber:innen-Rolle aus.

Wir sind in Hamburg im Austausch mit anderen Häusern, die ähnliche Orte zur Verfügung stellen, die aber alle ein bisschen anders funktionieren als unserer.

a*k: Ich muss noch mal einen Schritt zurückgehen – zur Finanzierung des Ganzen. Waren Sie erst einmal die einzige Trägerin dieses Projekts? Ist das Projekt, der Freiraum also ausschließlich durch Ihren Willen entstanden? Und: Der finanzielle Aufwand ist sicherlich nicht unbedeutend?

TB: Um ehrlich zu sein, habe ich damals, als ich meine Tätigkeit beim Museum für Kunst und Gewerbe begann, relativ schnell festgestellt, dass zu viele Ausstellungsflächen vorhanden sind; sie alle permanent zu bespielen bedeutet ein finanzielles Debakel. Zugleich war eine der zentralen und schönsten Ausstellungsflächen genau in der Mitte

des Hauses: Das konnte man schnell erahnen, wenn man es durch den Haupteingang betrat. Dieser Mittelraum im Erdgeschoss ist also immer sichtbar: er kann nicht einfach geschlossen werden – mit der Begründung eines Umbaus oder Ähnlichem –, sondern er muss immer bespielt werden. Und da ich den Freiraum ohnedies machen wollte, war es mir wichtig, dass er sich in der Mitte des Hauses befindet und nicht irgendwo versteckt oder unterirdisch; er sollte ein sehr stolzes Zeichen nach außen sein.

Es gibt also diesen Raum für alle, einen Raum, den eine jede, ein jeder betreten und sich dort frei aufhalten kann. Und ob nun drei oder vier gute Ausstellungen im Haus gezeigt werden, ändert nichts an der Besucher:innenzahl und macht meiner Meinung nach keinen Unterschied; in diesem Sinne ist uns also nichts entgangen.

Bei dieser Gelegenheit haben wir auch anderorts „aufgeräumt“ und eingeführt, dass auch das Kaffeehaus, das ungünstiger Weise im ersten Stock liegt, und auch die Bibliothek umsonst besucht werden können.

a*k: Wir möchten noch einmal auf die Frage der Finanzierung zurückkommen ...

TB: Der Freiraum finanziert sich nicht durch die Eintrittstickets für das Museum. Das ist an anderen Stellen sicherlich ähnlich. Er wird komplett extern gefördert, durch die Stadt Hamburg, mit den sogenannten Innovationsmitteln. Diese sichern die Personalkosten des Freiraums und ermöglichten uns bei Gründung die Einrichtung und im laufenden Betrieb kleinere Anschaffungen oder Reparaturen. Für das Programm jedoch – sowie für alle „Extrawünsche“ – stehen wir selbst in der Verantwortung; die beiden Kurator:innen sind glücklicherweise sehr gut darin, zusätzliche Mittel von anderen Förderstellen einzuwerben.

„Freiräume“ auch anderswo? Die Rolle des Museums

a*k: Der Freiraum ist kein Experiment mehr, sondern ein fest etablierter Ort. Haben Sie vor, an einer Verbreitung dieser Art von „drittem Ort“ zu arbeiten? Planen Sie ähnliche Projekte?

TB: Es ist wichtig zu verstehen, dass es sich um einen Raum handelt, der verschiedenen Communities zur Verfügung steht – der, wie Sie sagen, kein Experiment ist, wie es zum Beispiel bei einem Festival der Fall ist und das zu Frustration führen kann. Das Museum, der Freiraum im Museum ist dauerhaft: Das Dauerhafte, das verlässliche ist extrem wichtig. Wir glauben daran, dass die Haltung des Freiraums, das was er auslöst, das Prinzip Museum poröser macht. Ich bin daran interessiert, Förderungen zu bekommen, um darüber nachzudenken, wie wir weitere Angebote im Haus entwickelt werden können und auszuloten: wie weit können wir das Prinzip Museum ausdehnen, ab wann ist das Haus kein Museum mehr; das sind Dinge, die mir durch den Kopf gehen. Ich hätte gerne einmal, dass es im Haus offene Werkstätten gibt, und Menschen, die helfen, darin zu arbeiten. Ich fände es hochinteressant, mit einem Sozialträger, einer Sozialträgerin zusammen zu arbeiten, um das Haus zu öffnen, um zum Beispiel alte Leute mit einem Angebot der Tagesbetreuung ins Museum hinein zu holen und zu schauen, was macht das

mit Menschen, wenn sich mitten in der Kunst aufhalten und zum festen Bestandteil des Hauses, werden, obwohl sie eigentlich Gäste sind; solche Sachen interessieren mich. Im Moment verfügen wir weder über das nötige Geld noch das Personal, um Konzepte, die in diese Richtung entwickeln.

Aber was interessant ist, ist dass der Freiraum unser Selbstverständnis: wer sind wir, und wer könnten wir sein, erweitert hat.

Und eigentlich einen „Outreach Moment“ erreicht hat, der nie draufstand.

Der Freiraum ist da, ist Realität. Ich würde gerne mit dem Team weiter ausprobieren und ausloten; welche anderen Räume können wir öffnen? Was bedeutet das für die Sammlung? Wo sind die Grenzen? Und wie kann ich ein Museum relevant machen, anders als über Ausstellungen?

a*k: Gibt es umgekehrt auch Museumsbesucher:innen die den Freiraum entdecken?

TB: Ja das gibt es. Zugleich besteht auch Interesse daran, den Freiraum zu mieten. Das ist für uns jedoch ausgeschlossen.

TB: Ein Albtraum, den ich aus der Corona mitgenommen habe, ist die Sorge, dass infrage gestellt wird, ob das Museum überhaupt noch gebraucht wird. Diese Sorge ist kein Grund, nun hyperaktiv zu werden, aber sie mit treibt meine Vorstellung davon an, was ein Museum eigentlich sein kann und sein soll, nämlich ein sehr sehr lebendiger Ort für die Gesellschaft. Wenn dann ein Politiker, eine Politikerin zum Beispiel in Erwägung zieht, das Museum zu schließen, würden die mit dem Haus verbundenen Partner:innen einwenden, dass dies nicht denkbar ist, da so viele unterschiedliche Aktivitäten ohne das Museum für Kunst und Gewerbe nicht mehr umsetzbar wären; so wie andere Arten von Aktivitäten ohne die Hauptbibliothek nicht denkbar sind. Wir dürfen uns nicht mehr darauf verlassen, dass allein unsere Sammlung und der Wert der Sammlung oder die Ausstellungen und ihre Qualität dauerhaft Grund genug sind, dass das Museum finanziert wird. Wir müssen hingegen sehr viel stärker darauf achten, dass wir eine gesellschaftliche Relevanz haben, und das bedeutet für mich eine echte Beziehungspflege mit der Gesellschaft. Das heißt nicht nur tolle Ausstellungen anbieten, die relevant sind; sondern in einer Metropolregion wie Hamburg, einen Ort anzubieten, den Familien im Kopf haben, wenn sie ein Wochenende planen; denn sie wissen, sie können dort auf jeden Fall etwas Lustiges machen, das sowohl sie interessiert als auch die halbwüchsigen Kinder und vielleicht den fünfjährigen Nachzügler.

a*k: Und was, wenn sich Museumsdirektor:innen zusammenschließen, um gemeinsam Strategien zu entwickeln, damit ihre Häuser gesellschaftlich relevant werden oder bleiben? Oder gibt es bereits einen solchen Zusammenschluss?

TB: Ja, so etwas gibt es tatsächlich bereits. Ein Projekt, mache ich gemeinsam mit den Kunstgewerbemuseen in Dresden und Berlin. Wir sind also drei große Museen, die dieses gemeinsame Ziel haben. So einfach sind Zusammenschlüsse nicht, da Museen in ihren Typologien auch sehr unterschiedliche funktionieren: ein Landes- oder Stadtmuseum ist anders als ein Museum für Kunstgewerbe oder für Kunst oder aber ein völkerkundliches,

also ethnologisches Museum. Die Gründungsgeschichten und die Ausgangsbedingungen sind oft sehr verschieden.

Zur Frage der Aufgaben von Museen an sich gab es vor vier Jahren Streit bei der ICOM (International Council of Museums: internationale, nichtstaatliche Organisation für Museen, die 1946 in Zusammenarbeit mit der UNESCO gegründet wurde) über eine neue Definition von Museen und ihre Zuständigkeiten. 2019 fand in Kyoto ein großes *ICOM*-Treffen statt, auf dem das Museum neu definiert werden sollte – doch wurde diese Vorhaben nicht verabschiedet.

Inzwischen gibt es eine sanftere Version, die im Prinzip Ähnliches enthält, wie das hier Skizzierte, also eine Definition, die sich für eine Entwicklung in diese Richtung einsetzt. Aber es gibt auch ganz klare Beharrungskräfte, die sehr konservativ agieren und die die Aufgabe des Museums ausschließlich in der Sammlungspräsentation, der Forschung und Bewahrung und in Sonderausstellungen sehen und befürchten, Museen könnten sich zu soziokulturellen Zentren entwickeln.

a*k: Interessant, was Sie sagen. Wir haben tatsächlich die Erfahrung gemacht, dass vor allem in Deutschland eine gewisse Verslossenheit, eine Angst vor Soziokultur vorzuherrschen scheint – mehr als in Ländern wie Frankreich oder Irland beispielsweise. Es besteht ein Vorbehalt gegenüber der Subkultur und ein Aufeinandertreffen zwischen ihr und der Hochkultur ist kaum vorstellbar.

TB: Vollkommen richtig, das sehe ich genauso. Die Vorbilder und interessantesten Modelle sind alle in England oder in Amerika zu finden, nicht im deutschsprachigen Raum.

a*k: Haben Sie vielen herzlichen Dank für Ihre Zeit; es war sehr spannend, diese Einblicke zu bekommen und wir freuen uns schon darauf, das Thema mit einer der beiden Freiraum-Kurator:innen zu vertiefen.

Das Gespräch mit Tulga Beyerle führten Astrid und Karine im Frühjahr 2023 im Freiraum in Hamburg.